

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 2

Artikel: Im Fährhause [Fortsetzung]
Autor: Joachim, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

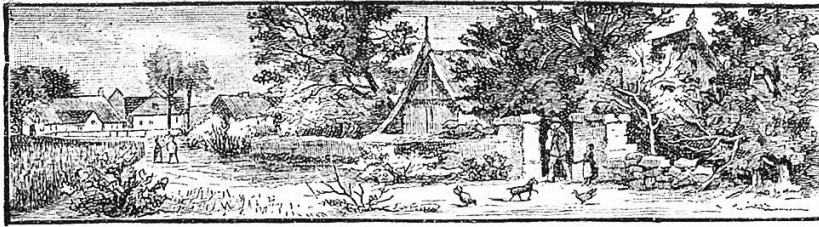
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Allerseelen.

Das ist der Tag, an dem die Toten reden,
Da treu' Gebet der Gräber Schweigen bricht
Und mit dem Reich der lieben Schatten jeden
Der Zwiesprach frommer Blütenkranz verslicht.

Was zögerst du dort zwischen den Cypressen?
O drück noch einmal, Mutter, mir die Hand
Und sage mir, daß alles Leid vergessen,
Das dein vielhoffend Herz um mich empfand.

Du schleichst so müd in deinen leisen Schuhen,
Mein Freund, an dem ich mich emporgerafft;
Laß deiner Augen Blick auf meinem ruhen,
Zum reinen Kampf verleiht er mir die Kraft.

Und du, Geliebte, komm, mein Herz zu halten,
Das ungestüm verlangt nach seinem Heil;
Sieh! an dem deinen kann es nie erkalten,
Was du mir gabst, ward mir zum bessern Teil.

Du fliehst, mein Kindchen? Bist du scheu geworden?
Komm, sage mir ein kleines, süßes Wort!
Wie geht's dir droben in dem Himmelsorden?
Was schwebtest du so hurtig von uns fort?

Du winkst mir schweigend zu! ... In Dämmerfloren
Neigt zu der Gruft die bleiche Schar sich nun,
Und wieder fühl' ich, daß ich euch verloren,
Im Segen eurer Seele nur darf ruh'n.

A. V.

Im Fährhause.

Von Joseph Joachim, Kestenholz.

(Fortsetzung).

In dem idyllischen Stilleben der Bewohner des Fährhauses hatte
der Lauf der Jahre wenig oder keine Veränderungen hervorgebracht.

Bloß sahen Frau Anny und ihr Bruder bedeutend gealtert aus,
während Lorle sich zu einem großen, schönen Mädchen entfaltet hatte.

Die Fischerhansi's Witwe meinte nicht ohne Mutterstolz: „Sie schlägt ganz und gar in meine Familie, beinahe so hübsch war auch ich in meinen Jungmädchenjahren, gelt, Willem?“ Dieser erwiderte: „So ein bißchen ähnlich schon, doch nicht ganz. Unsre Lorle ist halt die wahrhaftige Wunderblume, o ja!“

Ähnlich dachten die Dorfburschen. Wenn sie am Sonntag Morgen vor dem Gottesdienst unter der Kirchlinde versammelt waren und die „Fischerlorle“ daher kommen sahen, züchtiglich gesenkten Blickes und mit leichtem, schwebendem Gang, da reckten alle die Köpfe und verschlangen die reizende Gestalt mit Augen und Mund.

Besonders des Zelghöfers Ferdi. . .

Seine Mutter hatte zu ihm gesagt: „Du bist nun in die Jahre gekommen, wo die Burschen freien gehen. Du hättest dazu noch einen besondern Grund, weißt du doch, wie übelzeitig ich geworden bin und daher eine junge, kräftige Stütze im Haus mir sehr willkommen wär'. Ich dachte schon längst an des Pflugbauern Breni, ein Mädchen so überaus werkhast und so gar nicht hoffärtig, und dereinst, wenn die Alten mal tot sind und auch der kinderlose Onkel Kirchmeier die Augen zutun wird, eine reiche Erbin zu nennen, drum mach' dich an die Breni, Junge, laß' dir das reiche Mädchen ja nicht entgehen, versäume keine Zeit, ich bitt'!“

Doch konnte Ferdi für die groblächtige Großbauerntochter schlechterdings keine Zuneigung finden. Weit lieber weilten seine Gedanken bei dem liebreizenden Fischermädchen. Zu seinem großen Herzensverdrusse aber blieben seine Liebesgefühle nicht nur unerwidert, sondern es wurden die bezüglichenden Kundgebungen von der jungen Schönen sogar kalt und höhnisch zurückgewiesen, mit den Worten: „So ein armes Mädchen wie ich bin, wo denkst du hin? Wenn das deine Mutter vernähm', geh' du, geh'!“ Sie wich ihm geflissentlich aus. Und als er sie einmal dennoch erhaschte und beinahe Weinerlich klagte: „Was hab' ich dir denn zuleid getan, Lorle?“ erwiderte sie: „Nichts, gar nichts. Aber daß ich dich anhöre, paßt nun einmal nicht, das wirst du bei ruhigem Verstand selbst auch einsehen. Reich gehört halt nur zu reich, du kennst ja das Sprüchlein.“

Etwas mehr Glück hatte der Zimmerfränzel. Wenigstens ließ es Lorle geschehen, daß genannter junger Bauhandwerker bei einer zufälligen abendlichen Begegnung vor dem Krämerhause ihr auf ziemlich ungestüme Weise seine Huldigung darbrachte, beinahe ein Liebesgeständnis ablegte; eigentlich tat sie das größtenteils aus Furcht; nämlich um den feurig dreinblickenden, mächtig großen Burschen nicht etwa zum Zorne zu reizen. Derselbe Vorfall wiederholte sich später einmal auf freiem Felde. Es ward ihr dabei ganz bange. Nicht daß sie gegen den Burschen, einen der

geachtetsten des Dorfes, eine Abneigung empfand. Wohl aber dachte sie selbst zur Zeit noch weder ans Lieben, noch ans Heiraten, o nein! Vielmehr wollte sie zeitlebens bei Mutter und Onkel bleiben, so lautete ihr kindlich frommer Entschluß. Daher der Jungzimmermann die Erlaubnis, sie nach Hause begleiten zu dürfen, ebenso wenig zu erbitten vermochte, wie die Andern. „Der Onkel, die Mutter könnten's ungern sehen!“ lautete ihre in großer Verwirrung gegebene Antwort, und fort war sie gleich einem flüchtigen Reh, ihre Schritte erst wieder mäßigend und ruhigen Atem schöpfend, als in der Nähe das traute Elternhaus aus dem es umgebenden Eschen- und Erlenbaumfranze hervorschaute.

* * *

Eines Sommermorgens hatte sich die Fischerswitwe ihrer kranken „Mutti-Gaiß“ wegen in das Dorf zum Tierarzt begeben. Onkel Willem wäre gerne fischen gegangen. „Denn,“ sagte er, „heut' ist's dafür ausnehmend günstig — Neumond und der während der Nacht gefallene, frische Regen!“

„Geh' du nur,“ mahnte Lorle; „es werden diesen Vormittag wohl wenig Leut' mehr kommen. Zudem wird die Mutter bald wieder da sein und zur Notdurft kann ich den Fährdienst ebenfalls versehen, es wäre ja nicht das erste Mal.“

Onkel ging fischen. Lorle am Nähtische und der wachhabende Hund blieben im Hause allein zurück. Bald erscholl vom jenseitigen Flußufer ein kräftiges „Hallo“ herüber. Und das sich rasch erhebende Mädchen rief zum Fenster hinaus mit heller, lauter Stimme: „Ja, ja, ich komme!“ und eilte treppab, stieg zu dem Fährboot hinunter, kuppelte dasselbe los und stieß das Steuerruder mit kräftiger, kundiger Hand ins Wasser; die Kette spannte sich an, die Drahtseilkurbel begann zu schwirren und das Boot fuhr, den Fluß durchquerend, in raschem Laufe dahin.

Am jenseitigen Ufer harrte ein Herr, ein junger Herr von hohem, schlankem Wuchse; ein sehr vornehm aussehender, junger Herr mit goldener Vorgnette und schwerem goldenem Uhrgehänge; die Unterschenkel stakten in blank gewischten Reiterstiefeln und an der Hand führte er ein Rößlein den Uferstrand herunter. „Was soll's mit dem Roß?“ fragte sich Lorle unruhig und bange. „Ein Roß ist meines Wissens noch niemals über den Fluß gefahren worden,“ wagte sie schüchtern zu bemerken.

„O, bei diesem geht es schon!“ meinte der Reiter lächelnd. „Mit diesem passiere ich Brücklein und Steg, so schmal oder schwankend sie auch sein mögen. Komm, Fatimé, steig ein, Courage, Fatimé, es tut nichts!“ schmeichelte er, das edle Araberpferdchen schwach am Zügel

zerrend. Und wirklich, mit einem raschen, geschickten Sprunge befand sich das kluge Tier in dem Fahrzeug, so daß dieses einen Augenblick heftig schwankte und Lorle einen leisen Schreckensschrei ausstieß.

Während der kurzen Fahrt und sein Kößlein am Zügel haltend, musterte der vornehme Passagier die mit niedergeschlagenen Augen dastehende, junge Bootsklenkerin. Er schien sich nicht satt sehen zu können. Auf seiner Kennermiene malten sich deutlich Erstaunen und große Bewunderung; aber auch noch ein anderes Gefühl. Warum wohl der junge Herr nach vollzogener Ueberfahrt so wenig Eile zum Weiterreiten verriet, vielmehr sein edles Kößlein an den Stamm einer am Ufer stehenden, schlanken Esche band? Er zog aus dem Etui eine Cigarette und sagte mit artiger Verneigung: „Darf ich das schöne Fräulein vielleicht um ein Streichhölzchen bitten?“

Lorle wagte vor Scheu nicht aufzublicken und stammelte errötend: „O ja, gern!“ Der Fremde folgte der leichtfüßig dahin eilenden langsamen Schrittes nach, setzte sich auf das roh gezimmerte Holzbänkchen und machte es sich daselbst möglichst bequem.

Das junge Mädchen dachte voller Unruhe: „Ach, wäre doch die Mutter schon zurück oder der Onkel. Denn zuvor hatte sich noch kein Fährbootspassagier länger als gerade notwendig bei ihr aufgehalten, und nun gar noch ein unbekannter, vornehmer, junger Herr, und sie selbst ein einfältiges, schüchternes Persönchen, das noch mit keinem solchen gesprochen oder verkehrt hatte. Und dieser da — sie fühlte den seltsamen Blick, mit welchem er sie betrachtete. . . Wäre er doch wieder fort! seufzte sie bange.

Doch benahm sich der Herr nach ihrer Rückkunft so ausnehmend freundlich und herablassend, begann in harmlosester Weise von der schönen Witterung zu sprechen, von der hübschen Talsandschaft und dem reizenden Ausblicke auf dieselbe von dem Fischerhäuschen aus. „Hier muß recht angenehm wohnen sein,“ meinte er.

„O ja, Herr!“

„Sind Sie vielleicht hier geboren?“

„Ja, Herr!“

„Und der Fährmann ist Ihr Vater?“

„Mein Onkel, Herr! Vater ist schon etliche Jahre tot.“

„Das ist sehr zu bedauern. War gewiß ein guter Mann.“

„Ja, das war er. Der Onkel ist es aber auch. Er ist fischen gegangen und kann jeden Augenblick zurück sein.“

Das junge Mädchen hatte dem Herrn gegenüber bereits einen Teil seiner Furcht und großen Schüchternheit abgelegt. Es wagte schon, ein

bißchen aufzublicken, so ein neugierig bißchen Indessen der vornehme und hochelegante Gesellschafter das Gespräch fortzusetzen suchte:

„Gestatten Sie, daß ich rauche, Fräulein?“

„Ei gewiß! . . . Uebrigens, ich bitte Herr, ich bin kein Fräulein, sondern bloß ein einfaches Landmädchen.“

„Ja, ja, da haben Sie recht!“ rief der Herr mit großer Wärme und seltsamem Nachdrucke. „Fräulein ist zu gewöhnlich für Sie, da verdienen Sie durch ihre Schönheit und Ihren Liebreiz eine ganz andere Benennung — Engel!“ klang es leise und enthusiastisch. Er versuchte sich ihrer Hand zu bemächtigen, doch wich die Hocherrötende schon zurück. Mit ihrer Unbefangenheit war es wieder plötzlich vorbei. „Ich muß gehen!“ stammelte sie verwirrt.

„Ach, nein doch, erst Ihr Name, schönes Kind — Ihr Name, wenn ich bitten darf!“

„Lorle,“ ent schlüpfte es des Mädchens Lippen.

„Ah, das klingt ja hübsch, Lorle! . . . Aber warten Sie doch,“ rief der Herr, sich rasch erhebend, „ich schulde Ihnen ja noch den Fährlohn!“ Ein blankes Fünffrankenstück hervorziehend: „hier!“

Das Mädchen versetzte, immer noch sehr verwirrt und ohne das Geldstück zu berühren: „Ich weiß nicht — ich kann nicht herausgeben — muß ins Haus, Münz *) holen gehen.“

„Ganz und gar unnötig, mein liebes Kind, nehmen Sie doch das Ding und betrachten Sie den Ueberschuß als wohlverdientes Trinkgeld, ich bitte! da, ich lege es hier auf die Bank.“

„Der Onkel,“ rief Lorle freudig und erleichtert aus. „Hier bin ich, Onkel, hier!“

Onkel Willem befand sich in sehr guter Stimmung. Er hatte einen glücklichen Fischfang getan, ein Hecht von ungewöhnlicher Größe füllte beinahe den Fischeimer aus. Der Fremde wünschte den Kaufspreis zu vernehmen. . . „Abgemacht!“ versetzte er gleich. „Hier das Geld,“ fügte er bei, bitte den Fisch heute abend oder morgen früh mir nach Hause, nämlich in die Schloßküche hinauf zu bringen. Ihr habt eine Erfrischung zugute.“

„All right, Sir,“ rief Onkel Willem vergnügt. Soll geschehen nach Ihrem Befehl!“ Er griff an die Mütze und entfernte sich mit dem Fischeimer. Lorle machte Miene, ihm zu folgen, der junge Herr versuchte sie zurückzuhalten. „Ach, liebstes Fräulein, nur noch einen Augenblick! Möchte sie nämlich allerfreundlichst um ein kleines Geschenk bitten — das Blümlein an Ihrem Busen —.“

*) Kleingeld.

„Ist ja nur ein einfaches Dornröschen. —“

„Würde mir gleichwohl sehr wertvoll sein. Möchte Sie nochmals herzlich bitten!“

Mit vor Aufregung zitternder Hand und bloß in der Absicht, endlich aus dem Banne dieses seltsamen, vornehmen Gastes zu kommen, reichte sie ihm das Gewünschte. Dabei gelang es dem Empfänger, ihren rosigen Fingerspitzen rasch einen Kuß aufzudrücken. Lorle errötete bis an die niedlichen Ohrläppchen hinan, und ohne den Dank des Kavaliere abzuwarten, eilte sie grußlos davon, stürzte die Haustreppe hinauf. Auf dem Läubchen jedoch blieb sie stehen und schaute hinter einem aufgehängten Wäschestück hervor verstohlen dem sich entfernenden Reiter nach. Dieser wendete sich in einiger Entfernung nochmals um und grüßte mit der Hand. Das schöne, junge Mädchen errötete wieder und flüchtete verwirrt in die Küche hinein, rannte dabei den Onkel an, so daß dieser erstaunt ausrief: „Na, Schatz, was ist denn los, vor wem fürchtest du dich?“

Sie erwiderte nicht, sondern zwang sich zu einem fröhlichen Lachen. Onkel fuhr gut gelaunt fort: „Das war also der junge Schlossherr von da drüben oder Baron, wie ihn die Leute nennen? Die Elsässer Heimat hört man ihm gut an. Uebrigens da konnte man mal wieder den Unterschied sehen zwischen einem wirklichen vornehmen Herrn und einem bloß eingebildeten oder rappenklemmerischen. Ein anderer an seiner Stell' hätte sich da wegen dem Hecht aufs Markten verlegt und betreffs des Preises auch zu drücken versucht. Dieser dagegen — zwanzig Franken, cash auf die Hand — well, da lohnt sich's schon, das Netz oder den Angel auszuwerfen — nicht wahr, Schatz? Da darf ich mir schon ein Gläschen gönnen, bitte, schenk' mir eins ein, Kind!“ Er leerte das Gläschen auf einen Zug, wischte sich den Mund und hub an zu erzählen: „Zu Saint Joe war es, drüben in Amerika, da lebte ebenfalls ein steinreicher Mann, namens Stafford, Colonel Stafford — ah, deine Mutter, Kind!“ unterbrach er sich selbst.

Es war wirklich Mutter Anny, die keuchend die Laubentreppe herauf gestiegen kam. „Ach,“ klagte sie, „ich habe bei dem Viehdoktor so lang warten müssen; man hatte ihn zu einem kranken Gaul geholt und er wollte nicht zurückkommen, es dünkte mich eine Ewigkeit, denn ich mußte immer an unsern armen Mutti denken . . . Nun aber, Mädchen,“ befahl sie, „hurtig Feuer angemacht, dies Tränklein muß gekocht werden — eine Maß Wasser — gehört?“

Sie wachte bei der kranken Ziege beinahe die ganze Nacht, bis das Milchtierchen sich wieder ordentlich erholt hatte und sich außer Gefahr befand.

Lorle hatte sich zur gewohnten frühen Stunde zu Bette begeben dürfen. Doch wurde ihr sonst so ruhiger Schlaf diesmal durch lebhaftere, schwere Träume beeinträchtigt: Ein Reiter kam vom Dorfe her angesprengt und verlangte von dem jungen Mädchen, eilends hinübergefahren zu werden. Doch das Fährboot versagte mitten im Flusse den Dienst, blieb auf einmal auf unerklärliche Weise stecken. Und mit dem Reiter ging eine plötzliche Wandlung vor, auf seinem Haupte strahlte eine Fürstenkrone, und auch das Kleid war von eitel glitzernden Diamanten besetzt. Und seine Züge nahmen diejenigen des jungen Schloßherrn an; und er streckte die Hand nach der Bootslenkerin aus und sagte mit seiner wohlklingenden, bezaubernden Stimme: Du sollst meine Königin sein, Lorle, steig auf, ich führe dich heim in meinen Palast! . . . Und das mit kostbaren Decken behangene Roß wieherte und stampfte vor Ungeduld und aus seinen Nüstern drang feuriger Atem. Das junge Mädchen begann sich schrecklich zu fürchten; und vom Hause her erscholl der Mutter ängstliche, zürnende Stimme: Lorle, wo weißt du so lange? Das Mädchen vermochte nicht zu antworten, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Beim Erwachen fühlte es sich in Schweiß gebadet, und beim nochmaligen Einschlafen dieselben wirren Träume mit wenig veränderten Motiven, als Traumheld stets der junge Schloßherr von Hohenfels drüben.

Und letzterer erschien wieder am helllichten Tage. Diesmal zu Fuß, mit einer Malermappe unter dem Arme und begleitet von einem großen kurzhaarigen Windhunde.

Auf dem unweit des Fischerhäuschens gelegenen Pflanzacker war Wittwe Anny mit Graben von Frühkartoffeln beschäftigt. Und als nach einer Weile ihr Bruder, mit Fischnezen beladen, an ihr vorbeigehen wollte, richtete sie an ihn die neugierige Frage: „Sag', Willem, was will der Fremde, der dort mit wunderlichem Gerät versehen im Grase hockt?“

„Unser Häuschen zeichnen, samt dem es beschattenden alten Wildbirnbaum und der hohen Esche. Er findet das alles, wie er sagt, so sehr romantisch, hehehe! 's ist der junge Schloßbaron, der scheint's so nebenbei Maler ist, so aus närrischer Liebhaberei, wie das bei solchen Herren öfters vorkommen tut. Nun, müssen halt auch ihren Zeitvertreib haben. Was sollten sie sonst mit dem lieben langen Tag anfangen? Unser Häuschen abkonterfeien, ist das nicht lächerlich? Hehehe! Nun, sein Liqueur ist gut, er gab mir davon ein ganzes Glas zu kosten — herrlich, sag' ich dir, wie wohl im ganzen Land, ja selbst in Amerika drüben, kein feinerer zu finden ist, o nein! Und verlangte er dafür ein Glas frisches Wasser — Lorle, rief ich an die Fenster hinauf, bring dem Herrn ein Glas Wasser herunter!“

„Wie, du lässest das junge Mädchen bei dem Herrn allein?“

„O sei ohne Sorg', Anny! Das Kind ist ja so ausnehmend fromm und tugendhaft, und der Schloßherr ein solch' — wie soll ich sagen? — vornehmer und gesetzlicher — nein, da braucht man nichts zu fürchten, da geschieht nichts Böses, wüßt' nicht was!“

Mutter Anny vermochte ihre innerliche Unruhe noch nicht gänzlich zu unterdrücken. Doch die Frühkartoffeln drangen bei jeglichem Karststreiche so reichlich und wohlgerieft aus dem Boden hervor, daß sie mit dem Graben nicht aufhören konnte, bis endlich der Sack gefüllt war. Dann mußte der gelockerte Ackergrund für den Rest der Saison noch nutzbar gemacht, nämlich mit Stoppelrüben bestellt werden. Zusammen eine Arbeit von reichlich zwei Stunden. Sie wählte den Kunstmaler, da er nicht mehr zu sehen war, längst fortgegangen. Hätte sie gewußt oder ahnen können, daß derselbe im Wohnstübchen droben bei ihrer Tochter saß, um sich von dieser einen locker gewordenen Rockknopf befestigen zu lassen . . .

Schon in der Küche fiel ihr der daselbst verbreitete Zigarrengeruch auf, und als sie die Stube betrat, fand sie den vornehmen Raucher selbst am Nähtischchen sitzend, ihm gegenüber mit hochgeröteten Wangen die in auffallender Hast arbeitende junge Hemdennäherin.

Auf dem strengen Gesichte Mutter Anny's malte sich deutlich die unmutige Frage: Sie, Herr, immer noch hier? Jener mußte das erraten haben, denn indem er sich rasch erhob und höflich verbeugte, sagte er: „Verzeiht, liebe Frau, ich möchte gerne die Rückkehr Ihres Bruders abwarten. Ich trage nämlich das Verlangen — es fiel mir vorhin ein — ihn mal auf seinem Fischfange begleiten zu dürfen. Nicht etwa, um ihm später Konkurrenz zu bereiten,“ fügte er lächelnd hinzu, „sondern aus bloßer Liebhaberei . . .“

Mutter Anny schaute den Gast durchdringenden Blickes an, als wollte sie erforschen, ob jenes Verlangen wirklich der Grund seines langen Verweilens gewesen sei und seine Absichten lautere waren. Er hielt den Blick tapfer aus. Worauf die Fischerswitwe um vieles beruhigter erwiderte: „Nun, ich denke, Willem werde gegen Euer Vorhaben nichts einzuwenden haben. . . . Uebrigens, da kommt er ja, könnt nun mit ihm selbst darüber reden.“

Wie zu erwarten stand, nahm Onkel Willem das Gesuch des Schloßherrn äußerst bereitwillig entgegen; er dachte an den köstlichen „Brandy“, an die feinen Zigarren und die übrigen Generositäten des jungen Gentleman. Dieser, nachdem er sich von Vorle mit leichter Verbeugung aber desto angelegentlicherem, warmem Blicke verabschiedet hatte,



Marmorgruppe von Georg Busch.

entfernte sich, Onkel führte ihn und seine Malerutenfilien über den Fluß und steckte freudig das ihm gespendete Trinkgeld ein. Beim Abendessen verbreitete er sich über die seltsamen Schrullen, Einfälle und Liebhabereien der vornehmen Welt, auch derjenigen drüben in den United States, die er ziemlich oft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. „Und nun auf diesen Schloßherrn zurückzukommen,“ sagte er, „er soll nur kommen, ich will ihn das Fischen schon lehren, o gewiß! Nur soll er, falls er nicht schwimmen kann, sich in Acht nehmen, daß er dabei nicht ins Wasser plumpst, hehehe!“

Lorle schaute ihn ängstlichen Blickes an. Sie hatte Mühe, ihre große Gemütsunruhe zu verbergen und berührte die Speisen kaum. Dieser junge Schloßherr . . . er hatte ihr zum Danke für die ihm geleistete kleine Näharbeit ein blankes Goldstück in das Nähkörbchen gleiten lassen und die Zurücknahme desselben des entschiedensten verweigert. Sollte sie diesen Vorfall ihrer Mutter mitteilen, mitteilen die seltsamen über die Maße wohlklingenden Worte, die er zu ihr gesprochen, die großen Schmeicheleien, die ihr den Kopf verwirrt hatten, so daß sie darauf nicht zu antworten, ja nicht einmal mehr mit der erforderlichen Besonnenheit ihre Näharbeit verrichten konnte?

Sie wagte es nicht, aus Furcht, die Mutter zu erzürnen und gegen den Schloßherrn aufzubringen, vielleicht auf ganz ungerechtfertigte Weise. Wenigstens jenes Abends nicht. Vielleicht später dann einmal, lautete ihr zaghafter Entschluß.

Die kleine Familie saß noch bei Tische, als jemand die Laubentreppe herauf gestolpert kam und in das Wohnstübchen trat. Es war von Mattenried der Schneiderlipp ¹⁾.

„Ich komme sogleich!“ sagte Onkel Willem sich erhebend.

Doch das bucklige Männchen beabsichtigte keineswegs „hinüber gefahren“ zu werden, sondern hatte ein ganz anderes Anliegen zu offenbaren. Soeben war es von seiner lieben Frau mit dem neunten Kinde beschenkt worden. „Und ich möchte fragen,“ stotterte es, „ob Eure Lorle — ob sie hübsche Gotte ²⁾ sein wolle?“

Das junge Mädchen senkte verschämt die Augen und blickte sodann auf ihre Mutter, dieser den Entscheid überlassend. Letzterer lautete: „Nun — die hl. Tauf' — die hl. Tauf' darf man halt niemandem absein ³⁾. . . . Nur möcht' ich gern wissen: Wer soll denn Götti sein?“

„Da — der Zimmerfränzeli!“ pläzte das Männchen heraus. „Der jung' Zimmermann,“ wiederholte er, „ha — hat soeben zugesagt.“

¹⁾ Philipp. ²⁾ Patin. ³⁾ verweigern.

„So, der Zimmermann? Nun — so viel ich weiß, ein braver Bursch'. . . Also unsere Lorle wird Gotte sein, Schneider. Brauchst nur zu melden, wann die Tauf' stattfinden soll —.“

„Na — nächsten Sonntag schon,“ erklärte das glückliche Väterchen und trat erleichterten, frohen Herzens seinen Heimweg an. (Schluß folgt.)

—> Die Magd. *) <—

Ich sah, wie sie durchs offene Tor
Mit zagem Schritt gehumpelt kam,
Das Bündel an den Arm zuvor,
Das Herz in beide Hände nahm.

Dann sah ich, wie sie unerschlaft
Und schaffend jeden Schmerz verwand,
Und wie sie, treu die ganze Kraft
Dem Dienste opfernd, aufrechtstand.

Und wieder sah ich wie zuvor,
Wie sie ihr Bündel weinend trug —
Nicht größer war's — und wie das Tor
Gell hinter ihr zusammenschlug . . .

Fr. Bopp, Bülach.

Marie Döbeli.

(Geb. den 23. Februar 1868, gest. den 14. September 1900.)

Ein rasch aufsteigender kleiner Stern ist erloschen oder er ist unserm Gesichtskreis entschwunden, um in einer dem Menschenauge unerreichbaren Welt zu leuchten; denn auch die Sterne haben ihre Stürme, die sie aus ihren „steten“ Bahnen treiben. Wie viel leichter entgleist auf der winzigen Erde ein Mensch, der noch seine inneren Stürme hat! Diese aber sind es, die unsern Untergang tragisch gestalten, nicht die herben Schläge, die uns unvermutet und unerwartet von außen treffen und hinwegraffen.

Als ich im Dezember 1896 die „Schlichten Weisen“, deren 1. und 2. Auflagen rasch vergriffen waren, von Marie Döbeli zugesandt erhielt und darin blätterte, glaubte ich, in der damals 28jährigen Dichterin auf den ersten Blick eine der ungestümen Naturen erkennen zu müssen, die mit zuckendem Herzen und feuriger Seele jene Früchte erhaschen wollen, welche nur der harrenden Geduld, die da weiß, daß alles Gute reifen muß, in den Schoß fallen. Uberschwänglich lobende Urteile, welche der Verfasserin von berühmten deutschen Dichtern brieflich übermittelt worden, waren der litterarischen Gabe gedruckt beigelegt und sollten ihr rasch die Türen der wenigen Zaghaften und Bedenklichen öffnen, die Thron genießen. Aber mehr als dieser Umstand, der deutlich genug ein jugendlich-hastiges Verlangen nach Bekannt- oder Berühmtwerden bekundet, gaben mir die Gedichte selber zu schaffen und der Mensch, der aus ihnen zu mir sprach.

*) Aus „Wolken und Sterne“. Neue Gedichte von Fr. Bopp. Verlag v. J. Huber, Frauenfeld.